

tige Italien. Und wer es antastet, ist mein Feind.»

«Der Staat zahlt wohl gut?»

«Was hat das damit zu tun?»

«Ich dachte nur so... ein junger Mann wie Sie braucht viel Geld. Ich weiß das von meinen Verwandten daheim...»

Ungeschickter konnte ich es gar nicht anfangen, dachte sie verzweifelt. Aber was soll ich ihm denn sagen?

«Der Staat zahlt nicht besonders gut und ich bin arm,» erwiderte er.

«Es muß unangenehm sein, nicht genügend Geld zu haben. Aber manchmal hat man Glück, man erbt, man spekuliert, man wird auf irgendeine Weise reich. Vielleicht gelingt das auch Ihnen, Leutnant Carnero. Freilich ist reich ein relativer Begriff; es würde mich interessieren, was Sie reich nennen.»

Der junge Mann schnellte von seinem Sitz auf. Seine Augen funkelten zornig. «Wir wollen mit offenen Karten spielen, Marchesa. Sie wissen, daß ich den Conte Guido in der Hand habe, wissen, was ihm droht. Er ist ein Feind unseres Regiments, und ich werde alles tun, um ihn unschädlich zu machen. Aber ich würde ihn nie dadurch beleidigen, daß ich ihm eine Bestechung anböte, wie Sie mir, Marchesa.»

«Sie haben mich mißverstanden,» sagte Helene und versuchte zu lächeln.

«Umso besser. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich, wenn ein Mann diesen Versuch gemacht hätte, anders reagieren würde. Aber eine Frau...» Er lächelte und fuhr in völlig verändertem Ton fort: «Sehen Sie doch, wie die Sonne scheint. Wenn Sie gestatten, will ich das schöne Wetter genießen und auf der Insel spazieren gehen.»

Er verbeugte sich und ließ Helene allein.

Während des ganzen Lunches hatte Helene das Gefühl, alles sei ein böser Traum und sie würde im nächsten Augenblick erwachen. Ihre Blicke schweiften immer wieder von Guido zu Carnero hinüber. Wie war es möglich, daß zwei Todfeinde ruhig am gleichen Tisch redeten, als ob nichts vorgefallen wäre? Wie war es möglich, daß ein Mensch, den sie zutiefst beleidigt hatte, lebenswürdig mit ihr plauderte, ihr die Serviette aufhob, ihr Wein einschenkte? Und Carmelo schien völlig ruhig, so ruhig, daß Helene einen Augenblick dachte, er habe einen Ausweg gefunden. Alles war wie immer: die Diener servierten die Speisen, auf dem Tisch standen Blumen, das Silber glänzte. Die Sonne spiegelte sich in den alten Kristallgläsern. Durch das halbgeöffnete Fenster drang der Wind und ließ bisweilen das Tischtuch flattern.

Die Schwüle war noch drückender geworden. Obgleich die Sonne schien, war der Himmel nicht blau, sondern von einer blassen weißen Farbe, die etwas Gespenstisches hatte.

Helene staunte am meisten über Lucia. Sie hatte Tränen erwartet, lärmende Verzweiflung, irgendeine Wahnsinnstat; aber die kleine Frau war völlig ruhig, sie lächelte sogar, scherzte. Was hat sie vor? fragte Helene sich. Um Gottes willen, was hat sie vor? Und als Lucia nach dem Lunch zu dem Leutnant trat, lief ihr ein kalter Schauer über den Rücken.

«Ich muß mit Ihnen sprechen, Leutnant Carnero,» sagte Lucia. Sie lächelte fast zärtlich und sah mehr als je wie eine Puppe aus. «Muß unter vier Augen mit Ihnen sprechen. Kommen Sie, wir wollen auf die Terrasse gehen. Die Sonne scheint so schön.»

«Wie Sie befehlen, Contessa. Aber,» ein fast mitleidiger Ausdruck kam in die Augen des jungen Mannes, «ich fürchte, Ihre Worten werden vergeblich sein.»

Lucia war unter dem Rouge totenblau und ihre Hände zitterten. Sie warf einen langen Blick auf Guido, dann sah sie an ihrem Arm hinunter, der noch immer verbunden war.

«Kommen Sie, Leutnant Carnero.»

Langsam schritten die beiden fort. Helene sah ihnen nach, bis sie ihren Blicken entschwanden.

\*

Das schöne Wetter hielt nicht lange an. Gegen fünf Uhr begann es zu regnen. Der Sturm peitschte die Wassermassen gegen die Fenster; es wurde dunkel. Ein Gewitter zog auf. Grelle Blitze zuckten über die Insel. In das Brausen des Meeres mischte sich das Dröhnen des Donners.

Lucia hielt sich die Ohren zu. «Ich fürchte mich vor dem Gewitter,» jammerte sie.

Manuela schlich im Haus herum, erschien bald in dem einen, bald in dem anderen Zimmer. Sie zitterte vor Kälte und verlangte, daß in dem Marmorkamin in Helenes kleinem Salon geheizt wurde. Nun saß sie zusammengekauert dort, hielt die fast durchsichtigen Hände vor die Flammen und warf immer wieder ein Olivenscheit hinein.

«Du bist krank, Manuela,» sagte Helene besorgt. «Sobald der Sturm abflaut, lassen wir einen Arzt kommen.»

Manuela versuchte etwas zu sagen, aber sie mußte gähnen, gähnte und gähnte. Es war wie ein Krampf. Ihre Augen waren erloschen, die Pupillen winzig klein; sie starrte Helene an, als ob sie sie nicht sähe.

«Geh ins Bett, Manuela.»

«Ich kann nicht ruhig liegen.»

«Hast du Schmerzen?»

Manuela lachte. «Schmerzen? Mein ganzer Körper ist ein Schmerz. Wenn der Wind nicht bald aufhört, werde ich sterben.»

«Unsinn,» sagte Nina ungeduldig. «Man stirbt nicht, weil der Wind weht. Nimm dich zusammen.»

Manuela warf ihr einen haßerfüllten Blick zu. «Was weißt denn du, was ich leide?»

«Schämst du dich nicht, solche Geschichten zu machen, jetzt, da Guido in Gefahr ist und die arme kleine Lucia...»

«Guido, was geht mich Guido an? Kann ich dafür, daß er ein Narr ist? Kann ich dafür, daß Carnero den Brief gefunden hat? Und was mischst du dich ein, du bist eine Fremde. Was suchst du hier bei uns? Du bist meine Feindin.» Ihre Stimme gellte zum Schrei auf: «Ihr seid ja alle meine Feinde. Ihr gönnt mir nichts. Ihr wollt, daß ich sterbe.»

Sie warf sich der Länge nach auf den Boden, ein Krampf schüttelte ihren Körper. Sie lallte, schrie, stöhnte.

Carmelo und Guido hoben sie auf und trugen sie in ihr Zimmer. Nun lag sie im Bett und jammerte tonlos vor sich hin, immer wieder von einem Krampf geschüttelt.

«Ein gemütliches Haus,» meinte Nina zu ihrer Schwester.

«Sei nicht so roh.»

«Ich muß es sein, sonst verliere auch ich die Nerven.»

«Mir grant vor dem Diner,» sagte Helene.

«Ja, angenehm wird es gerade nicht sein. Uebrigens, alle Achtung vor Carmelo. Der hat wirklich, was man Haltung nennt. Bei Guido verstehe ich das, der ist ein Fanatiker und hat immer gewußt, daß es einmal schlecht ausgehen kann. Aber dein Mann, dem hätte ich es gar nicht zugetraut.»

«Wir haben ihn alle unterschätzt,» sagte Helene müde.

«Und jetzt wirst du ihm überschätzen, einen Helden aus ihm machen und dann enttäuscht sein, wenn er einmal aus der Rolle fällt. Oh, Helene, du bist fünfundzwanzig Jahre alt, hast eine Menge erlebt und bist wie ein altmodischer Backfisch.»

«Rede doch keinen Unsinn.»

«Man braucht ja nur zu sehen, wie du Carmelo anblickst, wenn er es nicht bemerkt. Sei doch nicht so dumm, geh einmal zu ihm: sag: seien wir wieder gut.»

«Ich kann es nicht.»

«Früher oder später wirst du es ja doch tun. Weshalb nicht früher?»

«Weil ich immer noch nicht sicher bin. Ich weiß nicht, was ich wirklich fühle. Diese letzten Tage waren dermaßen furchtbar, wie kann ich wissen, was ich fühlen werde, wenn alles wieder normal ist.»

«Na, wir werden ja sehen. Und jetzt geh dich zum Diner umkleiden, es ist schon spät.»

\*

Der Gong tönte durch die Halle. Bis auf Manuela waren alle im großen Salon.

«Wo ist Carnero?» fragte Carmelo.

«Ich habe ihn den ganzen Nachmittag nicht gesehen,» erwiderte Helene. «Er ist auch nicht zum Tee gekommen.»

«Wahrscheinlich hat ihm Lucia dermaßen vorgeweint, daß er einer neuen Szene ausweichen wollte,» meinte Benedetto.

«Weißt du nicht, wo er ist, Lucia?» fragte Carmelo mit gepreßter Stimme.

«Nein, woher soll ich das wissen?»

«Ihr wart zusammen im Garten.»

«Wir waren zusammen auf der Terrasse,» Lucia sagte es leise.

«Und dann...?»

«Dann sind wir ins Haus gegangen. Ich war um drei Uhr in unserem Zimmer, nicht wahr, Guido, ich habe dich geweckt, habe dir noch gesagt, es ist drei Uhr, ich will auch ein wenig schlafen.»

«Warum betont sie die Zeit?» dachte Helene. «Ist es denn nicht ganz gleichgültig, wann sie ins Haus gekommen ist?»

«Ich war den ganzen Nachmittag nicht aus dem Haus,» sagte Carmelo. «Wir haben Schach gespielt, Benedetto und ich, bis ihr uns gerufen habt, damit wir Manuela in ihr Zimmer tragen.»

«Vielleicht ist der Mann eingeschlafen,» meinte Nina. «Was soll man denn bei dem Wetter anfangen? Und ist es unwahrscheinlich, daß er sich in unserer Gesellschaft nicht besonders wohl fühlt?»

Carmelo klingelte.

«Gehen Sie zum Herrn Leutnant,» befahl er Enrico. «und sagen Sie, das Diner ist serviert.»

Enrico kehrte nach einer Minute zurück: «Der Herr Leutnant ist nicht in seinem Zimmer.»

«Schlagen Sie noch einmal auf den Gong, vielleicht ist er im Rauchzimmer eingeschlafen.»

Abermals dröhnte der große Gong durch die Halle. Aber Carnero kam nicht.

«Herrgott, der Mann muß doch irgendwo sein,» sagte Carmelo nervös.

«Wir wollen die Zimmer absuchen.»

Helene blieb mit Lucia allein; die kleine Frau lächelte, Helene wich von ihr zurück, sie mußte selbst nicht weshalb.

Die anderen kamen.

«Er ist nirgends,» sagte Guido. «Wir haben das ganze Haus abgesucht.»

«Wir müssen die Insel absuchen,» erklärte Carmelo.

Laternen wurden gebracht. Auf den dunklen Pfaden der Insel flackerte ihr blasses Licht. Der Sturm wehte die Rufe fort, das Tosen der Wellen übertönte sie.